

Körper und Macht in der Literatur

Robert Musil (1988): Der Mann ohne Eigenschaften. Bd. 1. Reinbek, 166f.

„Wenn ein Mensch zu einem anderen derart in allem und jedem aufblickt, kommt es vor, daß ihm sein Körper geradezu entzogen wird und wie ein kleiner Meteorit in die Sonne des anderen Körpers stürzt. Diotima hatte nichts auszusetzen gefunden und ihre kleine Dienerin freundlich auf die Schulter geklopft; dann begaben sie sich in die Badestube und begannen die Toilette für den großen Tag. Wenn Rachel das warme Wasser mischte, Seife schäumen ließ oder mit dem Frottier Tuch Diotimas Körper so dreist abtrocknen durfte, als wäre es ihr eigener Körper, so machte ihr das viel mehr Vergnügen, als wenn es wirklich ihr eigener Körper gewesen wäre. Der kam ihr nichtig und vertrauensunwürdig vor, es lag ihr ferne, auch nur vergleichsweise an ihn zu denken, ihr war, wenn sie die statuenhafte Fülle Diotimas berührte, zumute wie einem Bauernlummel von Rekrut, der einem strahlend schönen Regiment angehörte. So wurde Diotima für den großen Tag gewappnet.“

Jura Soyfer (2002): So starb eine Partei. Romanfragment. In: ders.: Werkausgabe. Bd. III. Hg. v. Horst Jarka. 121–278, hier 186f.

„Er war von Beruf und Neigung kaufmännischer Angestellter. Seine Fähigkeiten dazu waren genügende. Doch sein Aussehen hatte ihm geschadet. Nicht so, daß er keine Posten gefunden hätte, im Gegenteil, er fand sie mit Leichtigkeit. Aber etwas in seinem Äußeren bewirkte, daß er vor allem bei solchen Kaufleuten aufgenommen wurde, deren Geschäft sich dem Bankrott näherte. Trotz sorgfältigster Körper- und Kleiderpflege sah er nämlich, besonders in der Jünglingszeit, keineswegs als das aus, was man einen ‚prima Burschen‘ nannte, sondern er war auf den ersten Blick als zweitklassig zu erkennen. Es gibt Waren, die ihren Verwendungszweck gut erfüllen, zuverlässige, solide waren, die aber mit einem kleinen Materialfehler behaftet sind, mit einem winzigen Brandfleck etwa oder einem Webfehler. Die sind billiger zu haben und werden von sparsamen Käufern erworben. Eine solche Ware von II-A-Qualität war Blum sein Leblang gewesen. Schon in der Jugend seiner Häßlichkeit wegen schüchtern, hatte er sich unermüdlich den Arbeitgebern vorgestellt. Die blühenden Firmen hatten sich zwei Stunden Bedenkzeit erbeten. (‚Wenn nichts Besseres nachkommt, nehmen wir den da. Er ist ja so übel nicht.‘) Die anderen aber betrachteten ihn mit Wohlwollen. Er passte gut zu ihrem soliden, jedoch schon schäbig gewordenen Mobiliar.“

Joseph Roth (2003): Zipper und sein Vater. Köln, 18.

„Das Angesicht der Frau Zipper wird mir immer in Erinnerung bleiben. Es lag hinter einem feuchten Schleier. Es war, als lägen ihre Tränen, immer bereit, vergossen zu werden, schon über ihrem Augapfel. Sie trug lange, blaue Schürzen, die sie einer Krankenschwester zweiter Klasse ähnlich machten. Auf sanften Pantoffeln ging sie durchs Leben. Niemals sprach sie mit lauter Stimme. Oft seufzte sie und schnäuzte sich. Wenn sie ihr Taschentuch vors Gesicht führte, sah man ihre Hände, trockene, harte Hände, an denen die Finger unverhältnismäßig stark waren, wie künstlich angesetzt an eine viel zu schwache Hand. Zog sie manchmal, an Festtagen, ihr schwarzes Flitterkleid an, so sah sie noch gelber aus als gewöhnlich, sie hatte etwas Erfrorenes, als hätte man sie aus einem Eiskasten genommen. Steif – nicht vor Stolz, sondern vor Ergebnislosigkeit, Ohnmacht, Unglück und Trauer –, steif saß sie in einem Sessel. Ihr schütteres, farbloses Haar hatte sie in die weite, hohe Stirn hineingekämmt, es war eine Art erzwungener Verschönerung, eine Maßnahme gegen den Willen der Frau Zipper, als hätte man sie frisiert, während sie in einer tiefen Ohnmacht lag, und als hätte sie nicht einen Moment lang in den Spiegel gesehen. Nur der Mund der Frau Zipper, der heute eingefallen war und verbissen aussah, verriet, wenn sie ihn zu einem seltenen Lächeln öffnete, einen längst verstorbenen Reiz, eine verschwundene, schöne, runde Fülle, und im Kinn erschien für den Bruchteil einer Sekunde ein sanftes Grübchen – nein! kein Grübchen mehr! –, sondern eine Erinnerung an ein

Grübchen. Ihr Lächeln, ihr seltenes Lächeln, war wie eine sanfte, verstohlene Totenfeier für ihre Jugend. In ihren blassen, feuchten Augen entzündete sich ein schwaches, fernes Licht, das schnell wieder erlosch, wie das Blinkfeuer eines sehr weiten Leuchtturmes.“

Maria Leitner (1985): Sandkorn im Sturm. In: dies.: Elisabeth, ein Hitlermädchen. Erzählende Prosa, Reportagen und Berichte. Berlin/Weimar, 5–86, hier 7f.

„Sara hob den Spiegel mit der rechten Hand, mit der linken hielt sie über der Brust ein goldfarbenedes, schillerndes Seidentuch fest. Sie sprach mit ihrem Spiegelbild wie ein Kind, das sich von Erwachsenen unbeobachtet weiß.

„Sara ist schön“, flüsterte sie. „Weißes, weiches Gesicht, keine Falten, keine Runzeln. Sara ist jung, vierundzwanzig Jahre, das ist kein Alter. Alle Zähne heil, weiß. Kannst lachen, soviel du willst, Sara. Bist jung und schön, Sara. Brauchst dir nichts gefallen zu lassen.“ Sie horchte. Alles blieb still. Das Kind spielte irgendwo. Kein Mensch war in der Gaststube. Die Schwiegereltern schliefen. Wie gut, allein zu sein.

Aber schon hörte sie unten Stimmen, die Schritte der Alten. Gleich wird die Schwieger kommen und sie rufen. Nie darf sie allein sein, nie. Ein Arbeitstier ist sie, nichts weiter. Ihr lächelndes Gesicht wurde böse, die dunklen, feuchten Augen kalt und stechend. Sie stand da bewegungslos und wartete. Ganz langsam kam jemand die Treppen herauf. Sie erkannte die gichtkranken, schlürpfenden Schritte der Schwieger. Wie sie diese Schritte haßte. Sie schlug den Spiegel auf den Tisch, warf das Seidentuch zerknüllt in den Schrank.

Im Türrahmen stand die Schwieger. Eine alte, verhutzelte Frau. Die schmalen Lippen versanken zwischen den zahnlosen Kiefern. Die grelle Stimme Saras schrillte in die Ohren der Alten: „Was suchen Sie hier. Was schnüffeln Sie immer nach mir. Darf ich keine Minute frei sein? Bin ich denn eure Magd?“

Ganz leise murmelte die Alte: „Was hast du nur, Sara. Du weißt sehr gut, du bist keine Magd.“ Sie flüsterte nur: „Jetzt keine mehr.““

Jean Paul (1986): Flegeljahre. Eine Biographie. Frankfurt am Main, 318f.

„Er ging nicht lange, so traf er unter den hundert Augen, in die er schon geblickt, auf ein Paar blaue, welche tief in seine sahen, und die einem so schönen und so gut gekleideten Mädchen angehörten, daß er den Hut abzog, als sie vorbei war. Sie ging in ein offenes Kaufgewölbe. – Da unter den festen Plätzen ein Kaufladen das ist, was unter den beweglichen ein Postwagen, nämlich ein freier, wo der Romanschreiber die unähnlichsten Personen zusammenbringen kann: so behandelte er sich als sein Selbst-Romanschreiber und schaffte sich unter die Schnittwaren hinein, aus welchen er nichts kaufte als ein Zopfband, um doch einigermaßen ein Band zwischen sich und dem Blau-Auge anzuknüpfen.

Das schöne Mädchen stand im Handel über ein Paar gemslederne Mannshandschuh, stieg im Bieten an einer Kreuzerleiter hinauf und hielt auf jeder Sprosse eine lange Schmährede gegen die gemsledernen Handschuhe. Der bestürzte Notar blieb mit dem Zopfband zwischen den Fingern so lange vor dem Ladentisch, bis alle Reden geendigt, die Leiter erstiegen und die Handschuhe Kaufs-unlustig dem Kaufmann zurückgeworfen waren. Walt, der sich sogar scheute, sehr und bedeutend in einen Laden zu blicken, bloß um keine vergeblichen Hoffnungen eines großen Absatzes im Vorbeigehen in der feilstehenden Brust auszusäen, schritt erbittert über die Härte der Sanftäugigen aus dem Gewölbe heraus und ließ ihre Reize, wie sie die Handschuhe, stehen. Schönheit und Eigennutz oder Geiz waren ihm entgegengesetzte Pole. Im Einkaufe – nicht im Verkaufe – sind die Weiber weniger großmütig und viel kleinlicher als die Männer, weil sie argwöhnischer, besonnener und furchtsamer sind und mehr an kleine Ausgaben gewöhnt als an große. Das Blau-Auge ging vor ihm her und sah sich nach ihm um; aber er sah sich nach der Brief-Post um, deren Horn und Pferd ihm nachlärmt.“